

## Literatur

## Eine afrikanische Odyssee

Der nigerianische Autor Uwem Akpan versucht, soziales Elend und politischen Irrsinn in seiner Heimat aus der Sicht von Kindern darzustellen. Ein Experiment, das teils erschreckend gut gelingt.

Ein derart starken und eiskalten Anfangssatz wie diesen wird man lange nicht vergessen: „Das eigene Kind oder den eigenen Neffen zu verkaufen war meist schwieriger, als andere Kinder zu verkaufen. Man musste einen kühlen Kopf bewahren“, anderenfalls handele sich die Familie Ärger ein. Wer spricht denn hier? Wer teilt uns in so nüchterner Diktion solche Ungeheuerlichkeiten mit?

Noch ungeheurer wird diese Erzählung, wenn sich bald darauf herausstellt, dass hier ein Kind, das offensichtlich selbst zum Verkauf steht, spricht, ein zehn Jahre alter Junge aus Benin, der mit seiner kleinen Schwester monatlang auf die Schiffsreise ins gelobte Land Gabun wartet und währenddessen allerhand Vorbereitungsmaßnahmen durchmacht. Ein Schmuggler, Schlepper und gerissener Geschäftsmacher, offenbar ein Onkel aus der weiteren Verwandtschaft, hat sich der Kinder angenommen und versprochen, sie dem Elend ihres Alltags für ein Wohlstandesleben zu entreißen. Und tatsächlich: Unter seiner Fürsorge erhalten sie zunächst großzügig zu essen und werden aufgepäppelt; auch eine parfümierte Dame, zu der sie „Mama“ sagen müssen, stellt sich ein, gibt ihnen neue Namen und präsentiert sich insgesamt so reizend, dass sie fast Vertrauen fassen. Doch für uns Leser mehrten sich die Vorzeichen des wahren Übels, das ihnen bevorsteht. Fiktive Familiengeschichten werden eingeübt, damit den Grenzposten das Passende erzählt wird. Druck und psychische Torturen nehmen zu und kulminieren darin, dass der nette Onkel sich entblößt und die Kinder in Sexspielen unterweisen will. Längst ist klar, was hier gespielt wird und welches fürchterliche Schicksal den Versprechungen droht, auch wenn so gut wie nichts davon je ausgesprochen wird. Denn der kindliche Erzähler ist selbst Opfer und kann von dem Verbrecher, das sich an ihm vollzieht, kaum etwas begreifen oder übermitteln.

„Mästen für Gabun“ – so der deutsche Titel – ist der mit Abstand stärkste Text aus diesem Band mit fünf Erzählungen, den der nigerianische Autor Uwem Akpan, Jahrgang 1971, vor vier Jahren herausbrachte und der jetzt auf Deutsch vorliegt. Nicht nur in den Vereinigten Staaten, wo der Autor zuvor an der University of Michigan einen Studiengang in Creative Writing absolviert hat, erhielt er ein sehr großes Echo und diverse Auszeich-



Panorama eines Kontinents: Uwem Akpan, Jahrgang 1971, siedelt seine Erzählungen in fünf afrikanischen Staaten an. Foto laif

nungen, auch andernorts fiel das Debüt gebührend auf. Die fünf Erzählungen (zwei von weit mehr als hundert Seiten, die anderen sehr viel kürzer) spielen je in einem anderen afrikanischen Land – Kenia, Benin, Äthiopien, Nigeria, Ruanda – und in durchaus unterschiedlichen Milieus. Gemeinsam aber unternehmen sie stets den Versuch, soziales Elend, mörderischen Schrecken sowie politischen Irrsinn aus der Erfahrungsperspektive und der Sicht von Kindern darzustellen. Halbwüchsigen zumeist, denen eine wahre Kindheit als eine Zeit der Unbeschwertheit nie vergönnt war. Ihnen Gesicht und Geschichte und ihrem Leiden eine Stimme zu verleihen ist der erklärte Vorsatz dieses Autors.

Das ist ein ehrenwertes, aber auch sehr heikles Programm. Moralische Aufrichtigkeit oder menschliche Anteilnahme lassen sich bekanntlich nicht einfach in eine Erzählung überführen, ohne Betroffenheitskitsch zu riskieren – eine Gefahr, der Akpans Geschichten nicht durchweg entgehen. Auch die fürchterlichsten Greuel,

wie namentlich beim Völkermorden in Ruanda, sind nicht an sich schon stark genug, um im Text auch eine starke Wirkung zu entfalten; vielmehr kann gerade die Anhäufung des Schrecklichsten in einer Darstellung grotesk und schlichtweg überzogen wirken. Das wird in Akpans Titelseitegeschichte, die uns die Vergewaltigung eines neun Jahre alten Mädchens durch ihren eigenen Erlebnisbericht nahebringen will, überdeutlich. Hier wie auch in noch zwei weiteren Beispielen des Bandes findet sein Text keine überzeugenden Gestaltungsmittel, um Gewalt und Grauen nicht nur plakativ als solche vorzuführen, sondern deren Wucht beim Lesen selbst erfahrbar werden zu lassen.

Das andere starke Beispiel, das diese Fähigkeit des Autors allerdings erweist, trägt den Titel „Ein Weihnachtessen“ (im Englischen noch drastisch-veiledigter „An Ex-Mas Feast“) und erzählt von einer Slumfamilie in Nairobi, die vom Straßenstrich der zwölf Jahre alten Tochter lebt, den Kindern aber meist statt Lebensmit-

teln Klebstoff gibt, weil dieser das Schnüffeln schneller stillstellt. Wie ein derart elendiges Leben dennoch Zukunftshoffnung zulässt und wie darin ein Weihnachtsfest gefeiert werden kann, erzählt der Text so packend wie lakonisch. Der Autor ist auch Jesuitenpater und hat, wie er in Interviews erzählt, einst in Nairobi mit Straßenkinder gearbeitet. In dieser Geschichte gelingt es ihm, seine Erfahrung erzählerisch umzusetzen und vielleicht sogar den eigentlichen Sinn der Weihnachtsbotschaft gerade durch Verschwigen zu verkünden.

TOBIAS DÖRING



**Uwem Akpan:** „Sag, dass du eine von ihnen bist“.

Aus dem Englischen von Bernhard Robben. Suhrkamp Verlag, Berlin 2012. 368 S., geb., 24,95 €.

## Tausend Lösungen für die Einsamkeit und die Angst

Réjean Ducharme frankokanadischer Kultroman der sechziger Jahre erscheint erstmals auf Deutsch

Réjean Ducharme ist so etwas wie der Thomas Pynchon der frankokanadischen Literatur. Schon seit Jahrzehnten lebt er konsequent zurückgezogen irgendwo in Montréal. Über seine Biographie liegen nur wenige, kaum gesicherte Informationen vor: Geboren 1941 in Saint-Félix-de-Valois, verlässt der Sohn eines Taxifahrers noch vor Abschluss der zwölften Klasse das College; später studiert er für einige Monate, um dann für ein paar Wochen bei der Canadian Air Force zu arbeiten, vermutlich im äußersten Norden des Landes; anschließend unternimmt er eine drei Jahre dauernde Reise durch Kanada, die Vereinigten Staaten und Mexiko. Weiteres geben die Lexika kaum her. Und wie im Falle Pynchons, den wir nur von wenigen, alten Bildern kennen, gibt es auch von Ducharme kaum Fotografien: Auf einem schwarzweißen Porträt, wahrscheinlich aus der Collegezeit, sehen wir den Dichter als jungen Mann im Wollpullover; ein Schnappschuss aus den siebziger oder achtziger Jahren zeigt den Autor in Daunenjacke auf verschneiter Straße, neben ihm ein Hund.

Der vollständige Rückzug Ducharmes aus der Öffentlichkeit begann, dies immerhin lässt sich recht genau datieren, nach der Veröffentlichung seines 1966 bei Gallimard in Paris erschienenen und bald darauf für den Prix Goncourt nominierten Debütromans „L'avalée des avalés“ – ein Werk, das im „Oxford Companion to Canadian Literature“ immerhin als ein „high point“ der modernen französisch-kanadischen Literatur gehandelt wird. Im September desselben Jahres verkündete Ducharme in seinem letzten Interview: „Ich möchte nicht, dass mein Gesicht bekannt wird, ich möchte nicht, dass die Leute zwischen mir und meinem Roman eine Verbindung herstellen ... Mein Roman ist öffentlich, ich aber bin es nicht.“

Nicht nur der Autor ist seither ein Abwesender, ein Unbekannter. Auch sein übersichtliches Werk, das sich vor allem aus Romanen, aber auch einigen Theaterstücken, ein paar Drehbüchern und Songtexten zusammensetzt, ist der Welt außerhalb Québecs heute kaum mehr ein Begriff. Daran änderte auch Jean-Marie Le Clézio nichts, als er in der Dankesrede zur Verleihung des Literaturnobelpreises im Jahr 2008 einen kurzen Gruß in die ka-

nadische Ferne schickte: „À Réjean Ducharme, pour la vie.“ In Québec selbst hingegen gilt Ducharme als eine Art Legende – und sein Werk bestätigt diese Mystifikation auf eigene Weise. Ein virtuos Beispiel hierfür gibt sein Roman „L'avalée des avalés“, der unter dem Titel „Von Verschlungenen verschlungen“ nun erstmals auf Deutsch erschienen ist, übertragen von dem Berliner Übersetzer Till Bardoux. Der bibliophil gestalteten Ausgabe ist außerdem ein dünnes Heft mit Begleittexten von Thomas Ballhausen und Madeleine Stratfort beigegeben, die in den Roman und seine Übersetzung einführen.

Der verschrobene Titel des Romans bezieht sich auf ein mehr als komplexes, ja streckenweise undurchsichtiges Erzählprogramm. Ducharme gibt den inneren Monolog seiner Romanheldin Bérénice Einberg wieder, die zunächst als Kind, später als Jugendliche aus ihrem Leben erzählt. Als Tochter einer katholischen Mutter und eines jüdischen Vaters wächst das Mädchen mit ihrem Bruder auf einer Insel im Sankt-Lorenz-Strom und dort in einer ehemaligen Abtei auf; weitere, spätere Erzählstationen sind New York und Israel. Bérénice lebt ein einsames, ja mehr noch: ein hasserfülltes Leben gegen die Welt – gegen ihre heillos zerstrittenen Eltern an erster Stelle, dann aber auch gegen den Primat der Vernunft und die Normen der Erwachsenenwelt, schließlich gegen ihr eigenes Selbst und die ihr aufgezwungene Sprache. Entlastung bietet nur die ebenso einsame wie ausschweifende Lektüre schlechter Romane: „Jede Seite eines Buches ist eine Stadt. Jede Zeile ist eine Straße. Jedes Wort ist eine Behausung.“

Als Nihilistin reinsten Wassers will Bérénice sowohl das Ich als auch seine Sprache loswerden, ja sie zerstören, um aus dem Nichts heraus ein neues, freies Selbst zu erschaffen, darin dem von Friedrich Nietzsche utopisch ersonnenen Übermenschen nicht unähnlich (wie der Text überhaupt von verdeckten Nietzsche-Anspielungen durchzogen ist): „Das hier ist es, was ich tun muss, um frei zu sein: alles zerstören. Ich sage nicht leugnen, ich sage zerstören. Ich bin das Werk und der Künstler.“ Diese Neuerschaffung des Ich geht konsequenterweise mit der Erfindung einer neuen Sprache einher, des „Beremikischen“, in dem von „Grohschwankätern“ die Rede ist, von einem „Bäxerolächerel-

len Morschonster“ und einem „schlamm-schlingstrangelnden Spetermatörinx“. Nicht bloß in sprachartistischen, wortwitzigen Passagen wie diesen erweist sich die Übersetzung als ein literarisches Meisterstück von eigenem Wert.

Das Ineinander von Vernunft und Wahn, Selbstbeherrschung und Rausch, Zynismus und Tiefsinn im Innenleben Bérénices gestaltet sich fließend, wovon der Bericht der Ich-Erzählerin nicht unberührt bleibt. Bérénices Monolog wechselt beständig hin und her zwischen vermeintlich glaubwürdigen Aussagen über die Realität und grellen Traum-, Rausch- und Wahnszenarien, die ihrerseits mit der Zeit eine eigene Wahrhaftigkeit erzeugen – bis schließlich jede Sicherheit über die vermeintliche Wirklichkeit vom Erzählstrom verschlungen wird.

Wer „L'avalée des avalés“ in seiner unübersichtlichen, wuchernden Erzählweise und seinen zahllosen, teils offenen, teils verdeckten Bezügen auf Philosophie, Kunst und Literatur, auf die Religionen sowie die Psychologie und Kulturgeschichte



**Réjean Ducharme:** „Von Verschlungenen verschlungen“. Roman.

Aus dem Französischen von Till Bardoux. Verlag Traversion, Deitingen 2012. 320 S., br., 19,- €.

bis ins Letzte verstehen will, wird notwendig scheitern, denn dieser Roman wird erfahren werden – als ein Literaturgewordener Trip in unterschiedliche Stadien des Bewusstseins, an dessen Ende die Einsicht in die Unzuverlässigkeit jeder eindimensionalen Wirklichkeitsauffassung steht. In dieser Absicht entspricht der Roman einer bewusstseinsweiternden Droge, über deren Wirkungsweise Ducharme durch seine Heldin selbst Auskunft gibt: „Zuweilen kann der Zusammenhalt, den die Bildungskraft und Willen den äußeren Erscheinungen des Lebens geben, völlig irrsinnig werden, er kann zum Wahn, zum Rausch werden. Und diese Möglichkeit ist

fruchtbar, sehr fruchtbar, sehr rege, sehr reichhaltig: Sie bietet tausend Lösungen für die Einsamkeit und die Angst.“

Mit dieser Poetik erweist sich „L'avalée des avalés“ als tief verwurzelt in den sechziger Jahren. Dies gilt zum einen für die Literatur, man denke an Thomas Pynchons Debütroman „V.“ (1963) mit seiner postmodern-spielerischen Realitätsverwirrung. Dies gilt zum anderen für die Popkultur: Entschieden will Ducharme auf eine Entgrenzung des Bewusstseins hinaus. Doch Ducharme repräsentiert in der unbändigen Gewalt, in dem schrankenlosen Hass, die er seiner Protagonistin zuschreibt, eine pessimistische Schattenseite der sechziger Jahre mit ihrer Fixierung auf das Ich und seine ungehemmte Entfaltung. Bei Ducharme ist das Ziel der Selbsterschaffung gebunden an die innere Auslöschung der Mitwelt – und koste es auch das eigene Leben: „Ich werde im Vollbesitz meiner Kräfte sterben, durch die Explosion meiner eigenen Wucht“, bekennt Bérénice in einem ungeborenen Pathos, das an die grandiose Schlussexplosion in Michelangelo Antonionis Aussteigerfilm „Zabriskie Point“ (1970) denken lässt.

Nein, Ducharme, der Aussteiger aus Montréal, denkt in seinem Roman keinen dritten Weg zwischen Anpassung und Widerstand, er sieht keine Alternative zur Gewalt, zum Hass als Weg zum eigenen Selbst – und spätestens mit diesem Eindruck stellt sich beim Leser Bekommenheit ein. „Eine Schwalbe würde eher den Tod in Kauf nehmen, als nicht mehr in alle vier Himmelsrichtungen fliegen zu können“, stellt Bérénice in Abgrenzung gegenüber den „degenerierten“ Menschen fest, die sich durch „knechtisches Nicht-aus-der-Reihe-Tanzen“ ihrer Natur entfremdet haben. In dieser starren Oppositionsbildung – hier das im Rausch, im Wahn erleuchtete Ich, dort das dumpfe, verblendete Herdentier – erweist sich Ducharmes Roman als ein historisches Zeugnis, das in seinem aggressiven Nonkonformismus ebenso aufschlussreich wie überholt erscheint. Zugleich aber vermochte wohl nur die völlige Verweigerung, die komplette Ablehnung ein so eigenständiges und überspanntes Romanexperiment überhaupt hervorzubringen. „Ich werde eine große Kanone haben und die Langleweile jagen“: Mit seinem extremen Roman setzt Ducharme das Vorhaben seiner Heldin furios ins Werk.

KAI SINA

## Schallplatten und Phono

## Donnernde Finesse

Wer war noch mal gleich Tony Williams? Ein Genie am Schlagzeug. Jack Bruce stellt zu seinen Ehren das Projekt Spectrum Road zusammen – man hört die Zukunft des Jazzrock.

Er galt als Wunderkind: Schon mit siebzehn Jahren wurde der Schlagzeuger Tony Williams Mitglied des Miles Davis Quintetts und musste bei Konzerten manches Mal – da er offiziell noch keinen Zugang zu Jazzclubs hatte – das Etablissement heimlich durch den Hintereingang betreten. Sein Oberlippenbärtchen hatte allein die Aufgabe, ihn älter wirken zu lassen.

Durch seinen „binären“ Schlagzeugstil eröffnete Williams den Mitmusikern gänzlich neue, weite Improvisationsräume und war zugleich das brodelnde Zentrum, aus dem sich die Energie der Musik speiste. Seine polyrhythmischen Finessen, das Oszillieren zwischen mathematisch exakten Zählzeiten und offenen Zeitsignaturen trugen ihm früh den Ruf eines Visionärs an den Trommeln ein. Kein Wunder, dass er 1969 auf „In A Silent Way“, dem ersten Fusion-Album der Jazzgeschichte, die Energie des Rock mit dem Gefühl des Jazz verband.

Mit der Gründung seiner Tony Williams' Lifetime erforschte der Zukunftsschlagzeuger bald die untergründigen Verbindungen von Hardbop, Funk, Rock, Rhythm & Blues und Free Jazz. Den Gitarristen John McLaughlin und den Organisten Larry Young im Schlepptau – 1970 stieß noch Jack Bruce mit seinem pulsierenden Bass-Spiel dazu –, sorgte die Williams-Gruppe 1969 mit ihrem ersten Album „Emergency“ selbst unter wohlmeinenden Fusion-Fans für eine Schockerfahrung. Zu brutal war die Kraft dieser Musik, zu labyrinthisch wirkten gleichzeitig die Improvisationsverschlingungen der Melodieinstrumente. Heute gilt das Debütalbum von Tony Williams' Lifetime als donnernder Meilenstein der Jazzrockbewegung.

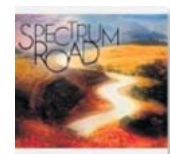
„Spinner wie wir“: Jack Bruce erklärt, warum er mehr als vierzig Jahre später mit dem Album „Spectrum Road“ an das reinigende Klanggewitter von damals erinnert: „Ich unterhielt mich eines Tages mit Vernon Reid über Tony Williams, und wir waren beide der Meinung, dass sein musikalisches Erbe bis heute einfach nicht genügend gewürdigt ist. Also spielten wir 2008 ein Tribute-Konzert in Japan mit John Medeski – der Einzige, der Larry Youngs Rolle übernehmen kann – und Cindy Blackman, die das komplette Werk von Tony auswendig kann. So entstand Spectrum Road.“

Benannt nach dem Titel „Via the Spectrum Road“ vom Emergency-Erstling, symbolisieren die Gruppe und das gleichnamige Album mit den zehn Stücken weit mehr als eine weitere Würdigung des 1997 verstorbenen Schlagzeug-Genies: Hier findet nicht weniger

als eine Neuerung einstiegiger Fusion-Verheißungen statt. Schon der Eröffnungstitel „Vuelta Abajo“ ist ein manisches Manifest: John Medeski entfaltet hier wesentlich mehr Druck als in seinem Jazz-Trio: Die B3-Hammondorgel mutiert zu einem brüllenden Tier und demonstriert beispielhaft, wie brachiale Elektrizität die Physik des Klangs aufsprengen kann. Immer wieder verblendet das Quartett Progrock-, Funk-, Metal- und Blues-Elemente mit den Lifetime-Vorlagen. So entstehen wüste und gleichzeitig betörend poetische Klanglandschaften, wie man sie allenfalls aus Miles Davis' „Live Evil“-Konzerten oder von Jimi Hendrix' Band Of Gypsies kennt.

Während sich die fast schon beängstigende Rasananz von Vernon Reids Gitarrenspiel als Ausdruck eines vollkommen freien Geistes und einer gänzlich entspannten Spielhaltung entpuppt, schöpft Kraft und Präzision von Cindy Blackman-Santanas Spiel aus kontrollierter Ekstase. Bewusst hat sie die TROMMELN wie ihr Vorbild Tony Williams gestimmt: mit offener Snaredrum auf einigen Titeln. Da kommt das dreizehnmünutige „Where“ wie ein gerade von der Kette gelassenes Monster daher: wütend, bissig und zugleich bezwingend. Am Anfang stehen die angriffslustigen Gitarrenlicks von Reid, bis Medeski mit wirbelnden Orgel-Clustern in das Geschehen eingreift. Aus einem lauen Sommerlüftchen an den TROMMELN entwickelt sich ein peitschender Orkan.

Doch für die eigentlichen Überraschungsmomente sorgt der neunundsechzigjährige Jack Bruce: Man nehme nur das opernhafte Vibrato seiner aufsteigenden Stimme in „One Word“ – heimlicher Höhepunkt der Platte. Mit seinem längst zerbrochenen, dennoch immer wieder beschwörenden Pathos bietet Bruce dem längst totgegaubten Genre Fusion-Music überraschende



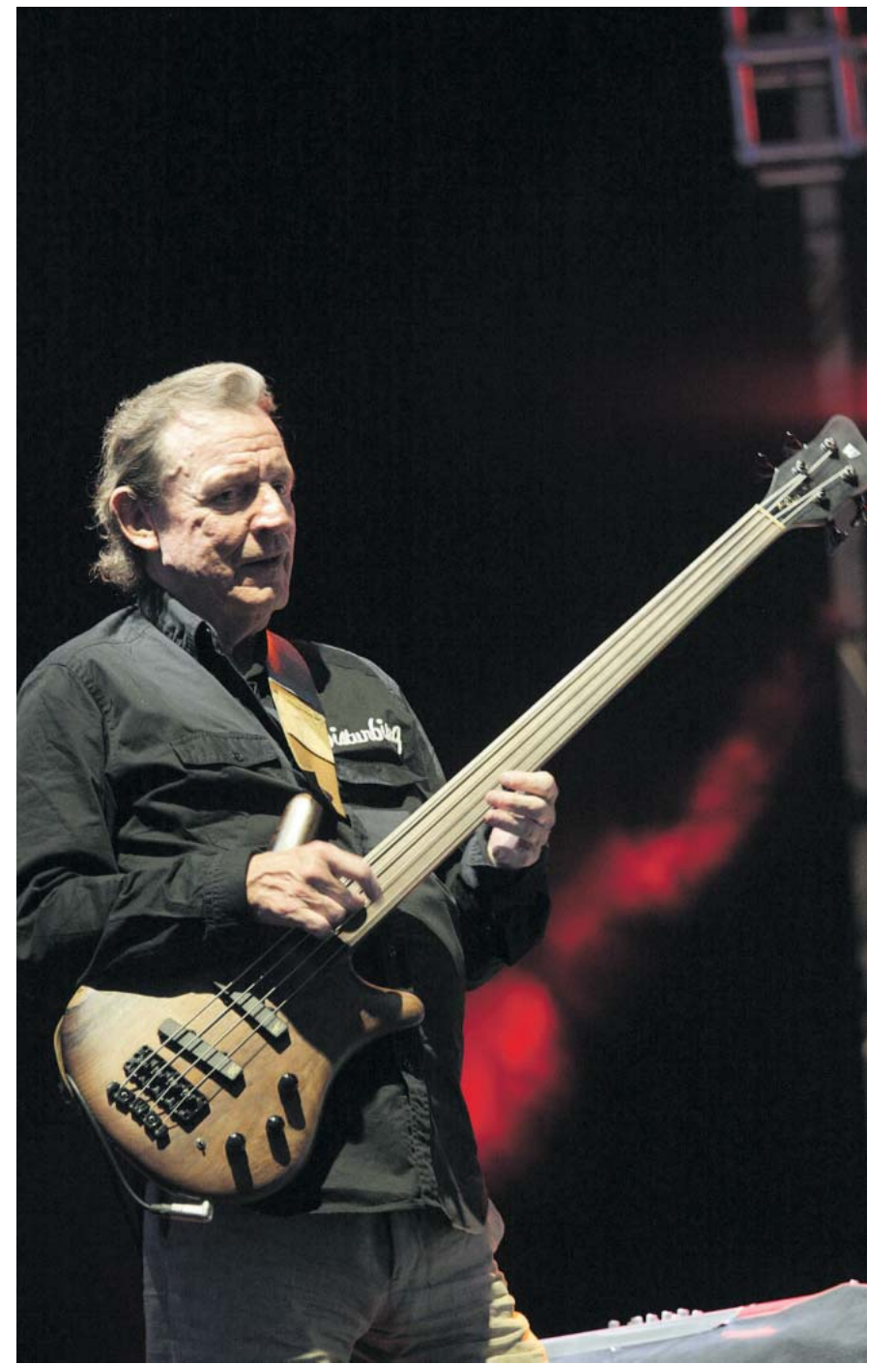
**Spectrum Road,** Spectrum Road

Palmetto Records PM 2152 (Soulfood)

Überlebensstrategien. Dabei oszilliert sein sämig singender „Warwick“-Fretless-Ton zwischen Idylle und Irrsinn.

Selbst im dickflüssigsten Soundgebrau gelangt es ihm, mit kleinen, wärmenden Melodiewendungen ans Herz des Hörers zu rühren. Einmal mehr gebietet Bruce mit souveräner Geste über die Musik, verdropelt plötzlich das Tempo, erfindet aus dem Nichts einen Wirbel chromatischer Figuren, untertunnelt den Blues und schweiß nach all den risikanten Exkursionen die melodischen Splitter wieder zu einer einheitlichen Linie zusammen.

Aufgenommen in vier Tagen im Februar vergangenen Jahres, entpuppt sich das Projekt Spectrum Road als die seit langem überzeugendste Erinnerung an die Zukunft des Jazzrock. Aus der einstigen Drohhöhle wurde ein wahnwitziger Willkommensgruß. PETER KEMPER



Die Rückkehr des Jack Bruce: Der Cream-Bassist in fremden Diensten

Foto Getty